



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Plattdeutsch und Hochdeutsch : Scholien zur Klaus Groth-Feier

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zehnte Jahrhundert, auf welches wir jetzt, bei aller demütigen Anerkennung unsrer Schwächen und Narheiten, doch mit Stolz und zu Hoffnungen berechtigt zurückblicken, niemals erlebt. Bei der unvergleichlichen Zähigkeit der Semiten hätte die geringste Schonung genügt, damit die phönizische Nation von neuem wieder erstehe; in einem nur halb verbrannten Karthago hätte ihre Lebensfackel unter der Asche weiter geglimmt, um, sobald das römische Kaiserreich seiner Auflösung entgegenging, von neuem hell aufzulodern. Cäsar baute ja später Karthago wieder auf, und was wurde daraus? Die berüchtigtste Lasterhöhle der Welt, in der alle, die ihr Schicksal dahin warf, Römer, Griechen, Bandalen, bis auf das Mark der Knochen verkamen; solche verheerende Zauberkraft besaß noch, auf der Stätte, wo ein halbes Jahrtausend lang phönizische Greuel gewaltet hatten, der auf ihm lastende Fluch! Daß aus seinen Lupanaren ein mächtiger Schrei der Empörung gegen alles, was Zivilisation hieß, hervorging: Tertullian und Augustinus, das ist das einzige, was wir der kurzzeitigen und kurzlebigen Schöpfung Cäsars als Verdienst anrechnen können."

(Fortsetzung folgt)



Plattdeutsch und Hochdeutsch

Scholien zur Klaus Groth-Feier



m 24. April erlebte Klaus Groth seinen letzten Geburtstag unter großer Teilnahme und vielen litterarischen Kundgebungen, beinahe jedes bedeutendere Blatt leistete dazu seinen Beitrag. Die umfanglichste Festgabe: Klaus Groth, sein Leben und seine Werke, ein deutsches Volksbuch von H. Siercks (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer), enthält sehr viel brauchbares Material, darunter auch manches neue. Das Buch steht aber weder kritisch noch in der Darstellung auf der Höhe, die erreicht werden konnte, und die dürftige Ausstattung ist einer solchen Gelegenheitschrift ganz unwürdig. Hierin hätte sich doch aussprechen müssen, was der Dichter seinem Verleger wert war, während von allen Seiten versichert wurde, daß ihn sein Volk auf das höchste schätzte. In ganz vortrefflicher Weise, kurz und doch eingehend, hat sich Adolf Bartels in einem kleinen Buche: Klaus Groth, zu seinem achtzigsten Geburtstage (Leipzig, Avenarius) ausgesprochen. Aus der Umgebung tritt die Persönlichkeit, aus dem Lebenslauf das Werk hervor, natürlich und geschichtlich, sodaß dem ästhetischen Urteil ein fester und übersichtlicher Boden bereitet ist. Es enthält das Beste von allem, was jemals über Klaus Groth gesagt worden ist.

Bald nach den Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren an vielen Orten gab, am glänzendsten in Berlin, ist er heimgegangen. Sein Ruhm war schon lange nicht mehr gewachsen. Was hart auszusprechen ist, so lange jemand lebt, hat sich nun buchstäblich erfüllt: er gehört der Geschichte an. Die folgenden Bemerkungen werden bisweilen auf das Buch von Bartels Rücksicht nehmen. Ich erhebe nicht den Anspruch, ein Kenner des Sachs zu sein, ich bin nur Liebhaber. Unter plattdeutsch redenden Leuten aufgewachsen, habe ich von meiner Kindheit an erlebt, welchen Eindruck Klaus Groths Werke auf die Zeitgenossen machten — und auch nicht machten. Indem ich davon berichte, werde ich auch einiges zur Sprache bringen können, was in diesem Zusammenhange noch nicht genügend hervorgehoben worden ist.

Keine Schilderung könnte heute von der Aufnahme, die einst der Quickborn im westlichen Norddeutschland fand, eine ausreichende Vorstellung geben. Es ging eine Freude durch die plattdeutsch redende Menschenwelt, ein Gefühl des Stolzes, daß so etwas möglich wäre. Die Kinder lernten die Lieder auswendig, es fanden sich glückliche Melodien dazu, man sang sie zum Klavier und im Freien, und die Diensthoten trällerten sie in den Kinderstuben. Man verglich seinen Verfasser nicht mit Goethe und Schiller oder Uhland, man genoß und freute sich, und so soll es ja auch sein, wenn ein Dichter zu seinem Volke kommt. Der Quickborn war eine That, wie man oft mit Recht gesagt hat. Als er erschien (1852), war Klaus Groth dreiunddreißig Jahre alt. Der frühere Kirchspielschreiber hatte 1847 seine Schulstelle in Heide aufgegeben und fünf Jahre lang auf Fehmarn still zurückgezogen ganz seinen Gedanken und Studien gelebt.

Nun trat das Bild seiner dithmarsischen Heimat im Spiegel der Dichtung rein und tief und reich an die Öffentlichkeit, der Quickborn brachte es allmählich auf achtzehn Auflagen, und wenn sein Verfasser nichts weiteres mehr geschaffen hätte, so würde er heute als Dichter nicht anders dastehn. Denn die folgenden Sachen, das muß gleich hier gesagt werden, weckten nicht annähernd mehr eine gleiche Begeisterung: die plattdeutschen Erzählungen „Vertelln“ 1856 und 1860, der „Rotgetermeister Lamp“ 1862 in Hexametern, der „Heisterkrog“ in Famben. Bartels zeigt uns, daß diese die Höhe seiner Poesie bezeichnen, daß über dem Rotgeter die Sonne Hermanns und Dorotheas stehe, daß an diesen Gedichten das thörichte Gerede, der Dichter habe keine Entwicklung gehabt, zu Schanden werde, daß in ihnen vollgereift sei, was die größern Gedichte des Quickborn, „Peter Kunrad“ und „Hanne ut Frankrik“ versprochen hätten. Aber was helfen die Hinweisungen auf ihre Vorzüge und ihre feinen, auf der Höhe literaturgeschichtlicher Betrachtung stehenden Analysen, wenn es nicht gelingt, das Publikum herbeizurufen, das ebenso empfindet. Ich erinnere mich, daß, wenn man vor Zeiten in gebildeten Familien den Quickborn las oder besprach, die Gunst sich immer wieder den kleinen Liedern zuwandte, daß man dagegen schon in Peter Kunrad oder Hanne ut Frankrik wohl manche Schönheiten

fand, überwiegend aber doch die Längen empfand, die Strecken, die zu wenig Anziehung und Unterhaltung gewährten. Vollends gewann dieser Eindruck bei Rotgetermeister Lamp und dem Heisterkrog die Oberhand. Das mag philiströs geurteilt sein und ästhetisch verkehrt, aber die Empfindung der einfachen Menschen, für die Klaus Groth dichtete, fragt nicht nach ästhetischen Maßstäben. Soweit es auf diese Empfindung ankam und nicht auf das besserwissende Schriftgelehrtentum, war Klaus Groths Zeit schon um die Mitte der sechziger Jahre vorüber. Durch den Quickborn, so hatte einst Müllenhoff gesagt, sei die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, versöhnt und geschlossen worden. „Sie schien geschlossen, müssen wir heute sagen; ach, sie ist seitdem viel breiter und tiefer geworden,“ klagt Bartels. Und an einer andern Stelle seines Buches: „Als der Heisterkrog erschien, war die Begeisterung für die volkstümliche plattdeutsche Dichtung schon so ziemlich wieder dahin.“ Das ist jedenfalls höchst merkwürdig, wenn wirklich der Heisterkrog, wie wir gehört haben, die Höhe seiner dichterischen Kunst und Kraft bezeichnet.

Wenn man fragt, wie das so hat kommen können, so wird man, ehe man die Zeitumstände und die Gegenwirkung äußerer Kräfte ins Auge faßt, aus dem Lebensgange des Dichters eine Antwort zu gewinnen suchen. Nach einer Reise an den Rhein und in das mittlere und südliche Deutschland siedelte der Dichter des Quickborn nach Kiel über, und dort habilitierte er sich 1857 zum Verdruß seines bisherigen Freundes und Erklärers Müllenhoff, der in seinem sattfam bekannten Hochmut nunmehr seinen dichtenden Landsmann sich selbst überließ. Dieses kleine Ereignis hätte eine Prophezeiung sein können für Klaus Groths ganzes fernerhin in Kiel verbrachtes Leben. Bartels meint am Schluß seines Buches: „In der Hauptsache kann er, wenn er an seinem achtzigsten Geburtstag auf seinen Lebensweg und seine Dichterlaufbahn zurückblickt, zufrieden sein.“ Dieses vielsagende „in der Hauptsache“ läßt allen Einschränkungen Raum, die wir im folgenden zu machen haben werden. Klaus Groth hat bis zuletzt viel Anerkennung und äußere Ehrenbezeugung gefunden, aber außerhalb Kiels; in der neuen Heimat, die er sich erwählt hatte, war er nicht an seinem Plage, weder als Lehrer noch als Mitglied der Körperschaft, in die er äußerlich hatte eintreten können. In Bonn verkehrte er mit bedeutenden und hochgebildeten Männern, wie Böcking, Welcker und Zahn, auf gleichem Fuße, und wenn der Kronprinz des Deutschen Reichs oder die Kronprinzessin durch Holstein kamen, so fragten sie nach ihm und wollten ihn allein sehen und sprechen. Aber unter seinen Professoren galt er nicht für voll, und den Studenten war er eine Merkwürdigkeit. Das haben Zeugen aus allen Zeiträumen seiner Kieler Laufbahn bestätigt, und es wäre wunderbar, wenn das nicht innerlich an ihm genagt hätte. Mehr noch als das späte Eintreffen der Befoldung und der Beförderung! Das stille Glück seines Hauses war das Glück des Einsamen, und über seine Gartenpforte — „min Port“ — mag er oft hinausgesehen haben mit Gefühlen, die alles andre waren als Dichterjeligkeit.

Er hatte die Heimat aufgegeben, denn für den hochstrebenden und, man darf ja wohl auch betonen: gelehrten Dithmarscher Bauerssohn war in Heide kein Platz mehr, der Übergang in die Provinzialhauptstadt war folgerichtig, vielleicht sogar unumgänglich für den Mann, der sich sein Leben ausbauen mußte. Aber für den Dichter des Quickborn war er kein Glück. Wieviel günstiger hat das Leben seinen Landsmann Theodor Storm geführt, der nach Husum zurückkehren und dort seine Tage beschließen konnte! Es ist immer eine harte Sache, wenn ein Volksdichter seine Heimat wechselt, und ein ungewisser Tausch. Der Vogtländer Julius Moser hat in Oldenburg kaum noch etwas geschrieben (allerdings erfaßte ihn bald nach seiner Übersiedlung eine furchtbare Krankheit). Der Thüringer Otto Ludwig hat sich erst in Dresden völlig entwickelt, aber in unsagbar mühevoller Arbeit, die ihn früh aufrieb, und unter Krisen, die auch anders hätten ausgehn können. Für Klaus Groth wäre es besser gewesen, wenn er sich wenigstens nicht unter die Professoren begeben hätte, zu denen er nicht paßte. Er that sich mit Recht etwas zu gute auf sein ausgebreitetes Wissen in Sprachen und altdeutscher Litteratur, sogar in den Naturwissenschaften, sodaß er sich verstimmt zeigte, wenn er in einer Unterhaltung empfand, daß sich jemand darüber wunderte. Bei Uhland, an den man hier wohl erinnert hat, sieht man, was beispielsweise seine Kenntnis des Altfranzösischen für seine Dichtung bedeutet. An Otto Ludwig dagegen hat es mir immer leid gethan, daß er soviel Zeit und Gedanken auf das Studium Shakespeares verwandt hat. So wertvoll diese Arbeiten an sich sind, ihn führten sie zu dem hohen Stil, in dem er doch nicht Meister werden konnte. Hätte er uns für alles das lieber noch einen „Erbförster“ gegeben!

Für Klaus Groths poetische Schriftstellerei hat seine autodidaktische Gelehrsamkeit keinen Wert gehabt; wer weiß, ob sie ihm nicht vielmehr den Zugang zu seiner eigentlichen, innersten Natur verlegte, denn das Beste von ihm bleiben doch immer seine kleinen, einfachen, von keinerlei Wissen beschwerten Lieder. „Ich habe gefunden, daß größere wissenschaftliche Bildung durchschnittlich wieder den Blick für die reale Welt trübt,“ sagt er sogar selbst, vielleicht aus unbewußter eigener Erfahrung.

Das führt uns nun zu der Frage nach der Stärke seines Talents, seiner „Größe“ als Dichter; seine Freunde haben dieses Wort mit Vorliebe gebraucht. Als Uhland gestorben war, schrieb ihm jemand, nun könne ihm keiner den Namen des ersten deutschen Dichters mehr streitig machen. Wer die Ungeheuerlichkeit dieses Vergleichs nicht fühlt, mit dem ist überhaupt keine Auseinandersetzung möglich. Nicht einmal das würde ich zugeben, daß, wie Bartels sagt, Klaus Groths Erzählungen an poetischer Wärme und lebenswahrer Charakteristik „auch die beste Belletristik“ übertreffen, denn diese Hyperbel ist viel zu stark. Klaus Groth ist Lyriker in verschiedenen Gattungen (darüber hat sich Bartels mit feinem Verständnis ausgesprochen), und wie vielseitig er ist, sieht man auch aus seinen hochdeutschen Gedichten. Nur als Lyriker wird

er weiter leben, mag auch alles andre für den Litterarhistoriker, der seine Entwicklung verfolgen will, noch so interessant sein. Wer sich nun auf Vergleiche mit andern namhaften Dyrkern und auf Rangbestimmungen einlassen will, ich habe dazu keine Neigung, der muß als Hauptverdienst Klaus Groths die Gewinnung des Plattdeutschen für die Dichtung mit in Rechnung stellen, sonst kommt er zu keinem günstigen Abschluß. Klaus Groth selbst hat sich freilich diese Rechnungsweise ausdrücklich verboten. Er wollte keineswegs ein naturwüchsiges Poet sein mit einer volkstümlischen Dialektpoesie, und das Plattdeutsche war nach ihm eine dem Hochdeutschen ebenbürtige, selbständige Sprache, keine Mundart, denn sonst könnte es nicht selbst wieder in verschiedene Mundarten auseinandergehn (eine seltsame Begründung). „Wir haben und geben Poesie; urteilt, was sie als solche wert sei,“ heißt es in einer Quickbornvorrede von 1855. Und heute? Vielleicht sind noch manche der kleinern Quickbornlieder den meisten gebildeten Niedersachsen (viel weniger dem Volke!) bekannt, alle andern Sachen Klaus Groths werden außerhalb der plattdeutschen Vereine jedenfalls nur noch von Litterarhistorikern und Schriftstellern gelesen. Wie soll man diese Wendung deuten, wenn Klaus Groth wirklich der „große“ Dichter war?

Viel Schuld ist der journalistischen Kritik zugeschrieben worden; ich glaube, mit Unrecht. In der Fachwissenschaft läßt sich etwas Gutes durch eine wohlgeleitete böshafte Treibjagd tot machen, in der Nationallitteratur nicht. Hier hat zwar nicht das erste, aber das letzte, entscheidende Wort die allgemeine Meinung, das Publikum, die Masse, die Volksseele, oder wie man dieses von den einen verlachte und von den andern hochverehrte Etwas nennen will. Es läßt sich zwar durch die Kritik leiten und verleiten, manchmal auch recht lange, aber dann besinnt es sich und hält sein eignes Gericht; was wirklich gut war, hat noch immer zuletzt seine richtige Schätzung gefunden.

Mehr als die negierende Kritik wirkte aber die Konkurrenz Fritz Reuters mit ihrem starken positiven Gewicht. Ich erinnere mich noch, wie es mich manchmal verdroß, als ich sie allmählich das Übergewicht gewinnen sah. Auch jetzt gehöre ich nur bedingt zu Fritz Reuters Verehrern, sein Humor ist mir oft zu derb, sein Sentiment wird leicht rührselig, und ich stimme darin mit Bartels überein, daß er weder ein großer Poet noch ein großer Künstler ist. Aber als unterhaltender Erzähler hat er von Anfang an gewinnende Töne angeschlagen, und sein Plattdeutsch mag so echt oder so unecht sein, wie es will: es lieft sich leichter als die Sprache Klaus Groths, die dem Oberdeutschen ohne Wörterbuch kaum verständlich ist. Übrigens haben die beiden außer dem, daß sie plattdeutsch schrieben, kaum noch etwas mit einander gemeinsam. Fritz Reuter mit seinem leichtern Gefährt gewann schnell einen deutlichen Vorsprung, viel verdankt er auch seinen Landsleuten, die ihm überall Quartier bereiteten; kaum ging ein gebildeter junger Mecklenburger über die Grenze, der nicht einen Band Reuter in der Tasche hatte und daraus vorzulesen bereit war.

Ganz gewiß ist Schleswig-Holstein geschichtlich und kulturhistorisch reicher und anziehender als die beiden Mecklenburg, und Dithmarschen oder Heide und Marne klingt und stimmt anders als Neubrandenburg und Stavenhagen. Und doch sind diese längst die klassischen Stätten der mecklenburgischen Prosa geworden, zu denen man wallfahrtet, wenn man an den Abbildungen nicht genug hat, nach jenen dagegen fragt um Klaus Groths willen kaum noch jemand. Wie viel Fritz Reuter-Albums mag es wohl geben? Die einzelnen Personen, die in seinen Erzählungen Modell gestanden haben, werden wissenschaftlich erforscht und verarbeitet. Es giebt sogar ein paar Fritz Reuter-Gelehrte, vielleicht erleben wir noch einen akademischen Lehrstuhl, wie die Danteprofessur in Florenz. Nichts von alledem bei Klaus Groth. Er braucht sich wenigstens nicht bei seinen Schleswig-Holsteinern zu bedanken, denn sie haben nicht viel für ihn gethan. Ich meine nicht die Schriftsteller, die ihn gerade in neuerer Zeit wieder mit Ehren genannt haben, sondern das lesende Publikum, die Verehrer, die Vorleser, die missionierenden Studenten; diese ganze landsmännische Agitation, die für Fritz Reuter so kräftig gearbeitet hat, die hat Klaus Groth gefehlt. In dieses Kapitel gehört auch die schon erwähnte kümmerlich ausgestattete biographische Subelgabe.

Ungünstig war für die Sache Klaus Groths die politische Entwicklung Deutschlands, die ja überall in den einzelnen Landschaften ihre Opfer gefordert hat. In Schleswig-Holstein begann die neue Zeit schon 1864. Unter der dänischen Herrschaft gedieh das stille Kleinleben, das auf der Heimatliebe beruht und die Poesie zur Freundin hat, vortrefflich. Das Volkstum der beiden Provinzen hatte doch mit dem dänischen viel Berührung, man denke nur an die so durchaus auf dem Heimatlichen beruhende Erzählerkunst der vortrefflichen dänischen Novellisten. Die politischen Dissonanzen machten sich mehr in den Städten und in Beamtenkreisen bemerklich; auf dem Lande, in den Flecken und Dörfern lebte man noch behaglich, das fremde Regiment hatte etwas patriarchalisches und dabei viel äußerliches, was dem Humor Nahrung gab. Nun kam die Politik und machte reinen Tisch, sie nahm die Interessen der Menschen in Anspruch und zerstörte die Idylle, die Industrie zog ein und schob die wirtschaftlichen Kräfte hin und her. Dieses geänderte Bild hat z. B. Timm Kröger in seiner „Wohnung des Glücks“ sehr schön gezeichnet. Fritz Reuters Erzählungen konnte die neue Zeit nichts anhaben; sie konnten nach wie vor und überall genossen werden. Klaus Groths Poesie hatte ihr Leben aus der Vergangenheit gezogen, sie spann nun wehmütige Träume der Erinnerung weiter, die doch trotz ihres patriotischen Einschlags nur noch halbe Teilnahme fanden. Auch aus dem Buche von Bartels, so warm er sich Klaus Groths bis zuletzt annimmt, wird der Leser den Eindruck gewinnen, daß des Dichters Zeit lange vorüber war. Höchstens wäre jetzt zu fragen, ob sie noch einmal wiederkommen könnte.

Seit wir eine Nation geworden sind, regt sich viel ernster das Bestreben, unsre eigentümliche Art in den Besonderheiten der Landschaften und Stämme zu erkennen, festzuhalten und womöglich weiter auszubauen. Dazu gehören auch die Dialekte. Nach Klaus Groth sind noch viele plattdeutsche Erzähler und Dichter und zwar nicht bloß in Niedersachsen aufgetreten. Was ich von diesen Sachen kenne, scheint mir nicht der Art zu sein, daß es über den engsten Bereich hinaus Teilnahme finden und in der Litteratur Dauer haben könnte; es hat nur den Wert einer Kuriosität. Daß sich nach dem Muster der landsmannschaftlichen Verbände in unsern größern Städten, der Rheinländer, Laufiger, Vogtländer oder Hessen, auch zahlreiche plattdeutsche Vereine gebildet haben, die ihre „Modersprak“ pflegen und gelegentlich in Versen feiern, ist ja schön und für die Mitglieder auch gewiß meistens sehr angenehm, aber von da bis zu einer plattdeutschen Litteratur, die diesen Namen verdient, ist doch noch recht weit. In meiner Kindheit wurde noch in gebildeten Familien vielfach platt gesprochen, wir Kinder lernten meistens im Verkehr mit den Diensthöfen das Platt vor dem Hochdeutschen, und weise Kinderfrauen hatten sogar den Glauben, daß ein Kind gar nicht gut sprechen lernen könnte, wenn es gleich mit dem Hochdeutschen anfinge. Heute spricht jedes Dienstmädchen hoch, und auch der Bauer wählt die vornehmere Sprache, außer wenn er ganz unter seinesgleichen ist. Das Plattdeutsche geht immer mehr zurück, nicht geographisch, aber so, daß es immer weniger Menschen geben wird, die platt sprechen, und immer mehr, die sich bemühen, hochdeutsch zu reden. Man kann das bedauern, wie man allem, was vergeht, mit Teilnahme nachsieht, man kann auch die Überbleibsel pflegen bis zuletzt, wie man Fossilien sammelt und ordnet, aber der Gang dieser Entwicklung läßt sich durch keine künstliche Veranstaltung aufhalten. Der Verlust für unsre deutsche Gesamtlitteratur ist doch genau betrachtet nicht so groß, wenn wirklich das Plattdeutsche einmal ganz ausscheiden sollte. In dieser Hinsicht hat einst Friedrich Hebbel, der selbst ein Niederdeutscher war, ein treffendes Wort gesagt (1859). Man solle nicht, bemerkt er gegen Klaus Groth, daraus, daß alles plattdeutsch gesagt werden könne, schließen, daß auch alles plattdeutsch gesagt werden dürfe. Der hochdeutschen Kultur lasse sich niemals eine ebenbürtige plattdeutsche an die Seite setzen. „Den Kreis aber steckt das Herz ab: man soll plattdeutsch sagen, was sich nur plattdeutsch sagen läßt.“ Das wird nun nicht sehr viel sein. Nämlich Lyrik und persönlich gehaltne Erzählung und Betrachtung. Wer also dafür den richtigen plattdeutschen Ausdruck findet, so wie Klaus Groth ihn oft getroffen hat, der wird ja wohl auch ferner hoffentlich noch Leser finden. Sedoch das Plattdeutsche allein thut es wahrlich nicht.

Aber abgesehen von der Litteratur und ihren Gegenständen, auch für unser ganzes hochdeutsches Sprachleben ist das Schwinden des Plattdeutschen kein so großer Verlust, weil das Plattdeutsche für unser Hoch- und Schriftdeutsch gar

nicht die Bedeutung hat, wie die oberdeutschen Volkssprachen, die Dialekte, aus denen sich dort in den hochdeutsch redenden Teilen Deutschlands die Ausdrucksweise der Gebildeten und der Schreibenden täglich erneut und belebt. Die Baumeister unsrer heutigen Schriftsprache sind die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts. Wo haben sie gelebt? Im Südwesten, am Mittelrhein und weiter hinunter nach Süden ist das meiste Material, der Grundstoff gewachsen, der Wortvorrat und die Wendungen, und damit schon die ganze Plastik der Sprache. Der Norden, das ehemalige Kursachsen, und — weniger — der Nordosten haben Schulung und Kunst zum großen Teil, Kritik zum größten hinzugethan. Die norddeutschen Schriftsteller haben ihre Verdienste um die Redaktion der Schriftsprache, an der Redebildung sind sie viel weniger beteiligt. Wie beschränkt in seinen Sprachmitteln ist Herder, der doch dem Volkstümlichen nachging, im Vergleich nicht nur mit Goethe, sondern sogar mit Schiller und Wieland! Natürlich, denn die ihn umgebende Heimat konnte wohl seine Neigung für die Volkspoese beschäftigen, seinem hochdeutschen Schrifttum konnte sie nicht viel Nahrung geben, Mittel- und Süddeutschland war ihm etwas fremdes, darum ist seine Prosa schriftmäßig und rhetorisch geworden. Wer lange im Südwesten gelebt hat, wo das niedere Volk bis auf den heutigen Tag so stark an der allgemeinen, höhern Redebildung beteiligt ist, und dann nach dem niederdeutschen Nordwesten kommt, der kann über das angeblich beste Hochdeutsch dieser Gegenden seine eignen Beobachtungen machen. Ein Gebildeter des Südwestens, der die grellsten Farben seines Idioms einigermaßen gedämpft hat, hat in seinem Ausdruck viel mehr Körper, Stimmung und Mannigfaltigkeit als der Niederdeutsche, abgesehen von dem rein Äußerlichen des Wohllauts, worüber ja nicht Übereinstimmung zu herrschen braucht, da Sprache nicht Musik ist. Machen wir uns dagegen einmal klar, wie wenig dem Niederdeutschen das Plattdeutsche für sein Hochdeutsch nützen kann. Höchst drastisch tritt das hervor an den plattdeutschen Zungen, die aus nichtgebildeten Familien auf die höhern Schulen kommen; sie kämpfen mit denselben Schwierigkeiten wie die Bauern, die hochdeutsch sprechen wollen. Ganze Gruppen von grammatischen Fehlern: Verwechslung von mir und mich, die in Süddeutschland kaum vorkommt, falsch gebrauchte Präpositionen und Artikel hängen damit zusammen, daß das Plattdeutsche in seinen Formen hier keine Unterscheidungen macht. Das greift viel weiter im Ausdruck der sogenannten Gebildeten, als man denkt. Die plattdeutsche Syntax führt zu der schleppenden und schläfrigen Satzbildung der hochdeutsch redenden Niederdeutschen, die wir ja zu komischer Wirkung gesteigert so häufig in humoristischen und volkstümlichen Erzählungen aus diesen Gegenden finden. Wie klein ist der Wortvorrat, wie nüchtern der Ausdruck, wie einförmig die ganze Redeweise bei den Durchschnittsleuten da, wo das Plattdeutsche am stärksten sitzen geblieben ist, z. B. in der Nordwestecke und an der „Wasserkante,“ wenn man sie mit den Be-

wohnern des Südens vergleicht! Hannover hat die besten Juristen und Hamburg die besten Kaufleute, dem Wägen und Rechnen entspricht in der Litteratur die Geschäftsprosa, die Herder die Prosa des guten Verstandes nennt. Einen Künstler der hochdeutschen Sprache dagegen wie den Schleswigholsteiner Theodor Mommsen dürfte der plattdeutsche Boden wohl nur selten hervorbringen. Der einzelne gebildete Oberhess oder Badenser braucht nicht klüger zu sein als der Ostfrieser oder der Oldenburger, aber nach seiner Rede muß man ihn für ungleich gewekter halten. Allerdings hat auch das Plattdeutsche seinen besondern Vorrat an treffenden Ausdrücken und Wendungen, nicht nur kräftigen und derben, sondern auch solchen, die weichen und poetischen Gemütsstimmungen entsprechen. Aber dieses Sprachgut zu verwenden fordert eine höhere Bildung oder einen besondern Sprachsinn. Sonst gerät es leicht niedrig und verstößt gegen den Ausdruck der guten Gesellschaft. Um nur ein Beispiel anzuführen: das an sich sehr treffende „das läßt mir gut,“ „das läßt blau“ für „steht“ oder „sieht aus“ gebrauchen im achtzehnten Jahrhundert noch zuweilen unsre Klassiker; heute würde so etwas den gewesenen Bauernjungen kenntlich machen. Es ist nicht viel, was sich aus dem Plattdeutschen zur Bereicherung des Hochdeutschen eignet, und jede unmittelbare Übertragung setzt, wenn sie gelingen soll, Vorsicht und Geschmac voraus.

Daß im Süden die Poeten zu Hause sind und nicht im Norden, ist keinem etwas neues. Es mag aber noch ein Unterschied erwähnt werden, der in der reinen Prosa dort und hier zu Tage tritt. Ich meine das Spruchartige in der Rede lebhaft denkender Menschen. Sie werfen nicht mit gebrauchten Sprichwörtern um sich, was unschön und geschmacklos wäre, sondern sie drücken sich manchmal so aus, daß man es nicht vergessen möchte, und daß es als Spruch weitergehn könnte. Die Quellen für das Spruchartige fließen noch jetzt im Volke, freilich in ungleicher Fülle bei den einzelnen deutschen Stämmen; auch das Plattdeutsche führt viel davon mit sich. Am wenigsten findet man bei den Gebildeten des Nordens, weil sie sich am weitesten von der Ausdrucksweise des Volks entfernt haben, sehr viel dagegen am Mittelrhein und am obern Main, Gebieten historischer, wenig geänderter Sprachbildung; in litterarischer Fassung giebt uns hier Goethe das höchste Beispiel. Nun vergleiche man überhaupt die Bücher, namentlich die erzählenden und unterhaltenden, der Niederdeutschen und der Oberdeutschen, und man wird das Unterscheidende leicht herausfinden.

Weil die Dialekte in Oberdeutschland der Sprache der Gebildeten viel näher stehn, so haben es hier die Schriftsteller besser oder leichter, wenn sie z. B. in einer landschaftlich zugeschnittenen Erzählung natürlich bleiben und doch kunstmäßig wirken wollen: der Dialekt im Dialog wird gedämpft, die erzählende Schriftsprache ihm im Ton genähert, und die Harmonie, die unser ästhetisches Gefühl verlangt, ist hergestellt. Eine gute oberdeutsche Erzählung

aus dem Volkstum kann ein wirkliches kleines Kunstwerk sein. Und wie zu-
trüglich ist solche angenehme Nahrung für uns alle, die wir hauptsächlich von
Schriftdeutsch leben! Hier müssen auch die schweizerischen Bücher genannt
werden, sie bringen alljährlich einen großen Vorrat von lebendiger Kraft aus
dem Volk in das höhere Schrifttum, und in den Zeitungen der Schweiz findet
man noch eine individuelle Sprache, während die unsrigen immer mehr im
Mischceestil versinken.

Das Plattdeutsche bleibt trotz Klaus Groth litterarisch schwer bezwingbar:
wer nicht einen ganz plattdeutschen Magen hat, für den ist es doch aufrichtig
gestanden nur in kleinen Gaben zu genießen. Eine Ausnahme macht Fritz
Reuters Umguß, der überall leicht aufgenommen wird. Dafür haben gegen
seine Kunst die Sachverständigen des Plattdeutschen einige Bedenken. Dies
etwa dürfte gegenwärtig das Bekenntnis eines litterarisch gebildeten Durch-
schnittsmenschen sein, der keinem plattdeutschen Verein angehört. Schriftsteller-
talent und -Geschmack schlagen vermittelnde Wege ein, sie bringen das Nieder-
deutsche in der Litteratur gut zur Geltung auch ohne das reine Platt. Platt-
deutscher Dialog in hochdeutscher Erzählung macht bei roher Technik den
Eindruck des Gesprengelten, und die Mischung wird meistens nicht gelingen.
Darum läßt Heinrich Sohnrey in seinen hübschen südhannoverschen Dorf-
geschichten die Leute in der Hauptsache hochsprechen und giebt damit doch
niedersächsische Färbung genug. Der Holste Timm Kröger verwendet das Platt
im Dialog bisweilen noch mit großem Geschick und ohne daß es aus dem
Rahmen der hochdeutschen Erzählung störend herausfällt; er hat aber auch
eine ganz ungewöhnliche Herrschaft über das Instrument der Sprache. Charlotte
Niese endlich legt in ihrem neuesten schleswig-holsteinischen Roman: Der Erbe
einzelnen Personen ein so kostbares, echtes und treffendes Platthochdeutsch
(dem Reuterschen „Messing“ entsprechend) in den Mund, daß man da hindurch
klar auf den Grund der Gedankenbildung dieser plattdenkenden und hoch-
sprechenden Menschenorte sieht. Dieses natürlich gewachsene Mischprodukt
belegt den obenaufgestellten Satz von der Schädigung des Hochdeutschen durch
das Platt, hier ist es künstlerisch bezwungen und zugleich für eine glückliche
komische Wirkung ausgenutzt. Das sind nur einzelne gelungne Beispiele. Für
heute habe ich damit bloß andeuten wollen, wie meiner Auffassung nach die
niedersächsische Erzählungslitteratur in den Anregungen Klaus Groths weiter-
gehen kann und muß, wenn die Zeit des reinen, ausschließlichen Plattdeutsch
doch nun einmal vorüber ist.

u. p.

